



Sabrina Hoppe

Ich sehe Dich

Wenn Du jetzt aus dem Fenster siehst, was siehst Du? Ja, vielleicht musst Du aufstehen. Tu es. Jetzt. Ich warte solange mit diesem Artikel hier ...

Schön, Du bist wieder da. Was hast Du gesehen? Die Autos an der Straße vielleicht. Und welche Farbe hatten die? Wahrscheinlich musst Du jetzt noch mal aufstehen. Deine Nachbarin, wie sie die Rosen schneidet. Hatte sie Gartenschuhe an?

Eine klassische Achtsamkeitsübung: Sich zu fragen oder fragen zu lassen, was man sieht. Einatmen. Ausatmen. Den Stoff der Bluse fühlen. Alltagsmomente, die Bedeutung bekommen: Wer bin ich gerade, jetzt und hier? Wie fühle ich mich an, wenn ich Autos sehe, Nachbarinnen, Flaschencontainer und Fahrradständer?

Ich habe Besseres zu tun

Ich mochte solche Übungen früher nicht. Allein schon die Fragen haben mich aggressiv gemacht, und vielleicht geht es Ihnen beim Lesen jetzt genauso. Was soll das? Und lasst mich bitte damit in Ruhe. Um es mit Christian Droste zu sagen: „Ich habe Besseres zu tun.“

Vielleicht habe ich auch Misstrauen verspürt, immer wenn ich in Zeitschriften, Büchern und Kalendern so etwas gelesen habe. Etwas von Achtsamkeit und Hinhören und „im Moment sein“. Ihr, die Ihr solche Fragen stellt, wisst Ihr etwa mehr und

besser über das Leben Bescheid als ich? Und versucht mir zu sagen, wie ich es machen soll? Um das Leben in seiner Tiefe zu begreifen?

Ja, manchmal schwingt da so eine Überheblichkeit mit. Und etwas Aufgeladenes. Ich atme ein und aus, na und? Ich habe also lange mit solchen Seh- und Fühlübungen gehadert. Sie ignoriert und belächelt. Ich hatte Besseres zu tun: Texte schreiben, Menschen begleiten, Gottesdienste feiern. Worte hin und her drehen, schweigen beim Zuhören und Gebete sprechen.

Wahrnehmen und Handeln

Dem Ausdruck geben, was da ist, sehen, was für strahlende Augen die Frau mir gegenüber hat, mich Gott ganz zuwenden. Und dann habe ich es verstanden: dass all das das Ende einer langen Achtsamkeitsübung ist: hinschauen und glauben, was man sieht. Es ernst nehmen: die Erschöpfung der Frau, die mir gegenüber sitzt, und dass ihre Augen trotzdem strahlen. Warum wohl? Morgens in der Kirche die bunten Glasfenster öffnen und zuschauen, wie sich der Raum danach mit Geschichten füllt, ganz von allein. All die Achtsamkeitsübungen sind genau das: Übungen. Damit man dann, wenn es darauf ankommt, hinschauen kann und sich selbst glaubt, was man sieht. Und am besten dann darauf antwortet: mit einer Frage, einem Gebet (in meinem Fall als Pfarrerin kommt das vor), mit einem Schokoladenkuchen (bei großer Erschöpfung kommt das vor).

Im Alltag die Augen offen halten

Meistens gehen wir morgens doch mit einem festen Plan aus dem Haus: Heute muss ich das und jenes tun, darf dieses nicht wieder vergessen, und die Milch ist auch bald leer. Das ist okay. So ist das Leben. Das Leben ist aber auch alles, was dann auf uns zukommt: gerissene Henkel an der Einkaufstasche, Papierstau, Hochzeitseinladungen, Zwetsch-

gendatschi im Angebot. Und nicht zu vergessen: Sehr, sehr viele Menschen mit ihren Gefühlen, Gesichtsausdrücken und Wutausbrüchen. Alle mit ihren inneren Listen und Plänen so wie wir. Spätestens hier beginnt die Herausforderung, die wir eigentlich jeden Tag auf unserem inneren Routenplaner einzeichnen müssten: Hier wird es aufregend. Oder schwierig. Denn hier wird die Achtsamkeitsübung Realität.

Ich wende mich dir zu, wie Gott sich mir zuwendet

Was siehst Du? Und siehst Du mich? Kannst Du mich bitte sehen? Ich glaube, hinter allen Begegnungen mit Menschen stehen diese Fragen. Es sind Fragen nach Gesehen werden,



nach Anerkennung und Präsenz. Ich stehe vor Dir, und ich will von Dir gesehen werden. Bei Menschen, die uns nahesten, ist uns das bewusst: Wie war Dein Tag? Hast Du noch Kopfschmerzen? Bei unseren Kindern fühlen wir dafür noch mehr Verantwortung: Wie geht es Dir, auch wenn Du so wenig erzählst? Wie nahe geht Dir der Streit mit Deinem besten Freund? Und je kleiner die Kinder sind, desto mehr spüren Eltern, dass Hinschauen und Wahrnehmen fast alles ist, was sie tun können. Das ist anstrengend. Sehr. Weil Eltern oft das Gefühl haben, dass diese Art der Aufmerksamkeit, der Aufmerksamkeit, der Zuwendung von Außenstehenden unterschätzt wird. Es ist die Mitte der Care-Arbeit: Es geht nicht (nur) um das Kochen, die Windeln, das Staubsaugen. Es geht um die innere Zuwendung von Menschen zueinander. Der Moment, wo jemand einen anderen Menschen ansieht – und wirklich ansieht –, ist deshalb theologisch gesprochen der Moment, wo wir uns als Ebenbilder Gottes ansehen. Weil wir die Zuwendung Gottes zum Menschen wiederholen, aufs Neue realisieren und in unser Leben bringen. Der letzte Evangelische Kirchentag hat sich aus diesem Grund für die Losung „Du siehst mich“ entschieden. Sie geht auf die Geschichte Hagar zurück, einer Frau, die aus Verzweiflung in die Wüste läuft. Als der Engel Gottes sie dort sucht und findet und anspricht, sagt sie „Du bist ein Gott, der mich ansieht.“

Resonanzräume sind Bildungsräume

Dass ich für einen anderen Menschen so viel Bedeutung habe, dass er mich sieht, kann Dankbarkeit auslösen. Und mich für den anderen Menschen öffnen. Nur für einen Moment vielleicht. Aber die Resonanz, die daraus entsteht, trägt weiter. Nicht umsonst ist der Begriff der Resonanz, wie ihn der Soziologe Hartmut Rosa in den letzten Jahren stark gemacht hat, auch im Bildungsdiskurs von Bedeutung: Wenn Menschen miteinander in Resonanz gehen – nicht nur mit Themen! –, dann kann in ihnen ein Bildungsprozess angestoßen werden, der mit ihrer Selbst- und Fremdwahrnehmung beginnt und sie dazu befähigt, sich selbst in ihrer Umwelt und in ihren Systemen zu verorten. Im Spielraum von Einklang und Spannung erfahren Menschen sich in Bildungskontexten neu. Dieser Spielraum beginnt nicht erst im Bildungsraum Schule, sondern bereits viel früher – in dem Moment, wo ein Kind angesehen wird. Von den Eltern, Geschwistern, von ersten Bezugspersonen in der Kita. Damit geht eine große Verantwortung einher. Aber ich glaube, es ist eine Aufgabe, derer Menschen sich annehmen, wenn sie spüren, dass auch sie selbst mit ihren Lebensgeschichten gesehen werden.

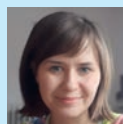
Raum für Leben – Lebensraum

In diesem Artikel, den ich immerhin für die Zeitschrift des Evangelischen KITA-Verbands schreibe, sollte es darum gehen, welche Bedeutung evangelische Kindertageseinrichtungen für die Kirche und die Gesellschaft einnehmen. Und darum, was dort erlebt und erfahren werden sollte. Ich mache es mir sicher leicht, wenn ich behaupte, dass es mir bei evangelischen und ganz grundsätzlich christlichen Bildungseinrich-

tungen darum geht, dass der Satz „Ich sehe Dich“ zur grundständigen Perspektive der pädagogischen, theologischen und gesellschaftspolitischen Arbeit gehören sollte – und das tut er bestimmt auch schon. Vielleicht ist das auch kein Argument für die Existenz evangelischer Kindertageseinrichtungen, und das soll es auch nicht sein. Evangelische Kitas gehören fest zum Bildungs-Blumenstrauß des Staats und der Kirche, und ihre Legitimität wird, soweit ich das sehe, auch nicht infrage gestellt. Ich glaube aber, dass das „Ich sehe Dich“ immer wieder neu ausbuchstabiert werden muss: Nicht nur Kinder brauchen die Erfahrung, dass sie gesehen werden. Auch Eltern brauchen sie. In ihrer Zuwendung zu ihren Kindern und in ihren individuellen Lebensvollzügen.

Gemeinsam das Leben meistern – mit all seinen Bruchstücken, Baustellen und Glanzpunkten

Die evangelische Kirche in ihren kleinsten lokalen Einheiten, den Ortsgemeinden, strebt danach, ein Ort zu sein, der für die Fragen von Menschen offen ist: für ihre Glaubens- und Lebensfragen, für ihre Glücks- und Grabesmomente. Eine Kirchengemeinde kann der Ort sein, wo Gottesdienst gefeiert wird, immer mehr wird sie jedoch zu dem Ort, wo Menschen gemeinsam versuchen, das Leben zu meistern und seine Brüche dabei nicht zu verdrängen, sondern zu integrieren. Ja, sie feiern auch die Feste des Kirchenjahres, üben Rituale ein – ganz genau so, wie es auch in Kindertageseinrichtungen geschieht –, aber wichtiger noch: Sie bilden Resonanzräume für Selbst- und Fremdwahrnehmung und versuchen, sprachlichen und emotionalen Ausdruck dafür zu finden: Verse, Geschichten und Lebenserfahrungen von Wüsten, Tränen, Segen und Gelähmtsein. Kerzen, Gemeinschaft in der Stille, Brot und Wein im Kreis. All das gehört zum Resonanzraum der Kirche dazu. Nun feiern Kitakinder bestimmt nicht jede Woche Abendmahl, schon gar nicht, wenn muslimische, christliche und nicht dezidiert religiös geprägte Kinder zusammen sind. Aber sie erfahren pädagogische Betreuung, Erziehung und Bildung in einem Umfeld, das sich hoffentlich traut, die vielen Bruchstücke, Baustellen und Glanzpunkte, die das Leben so mitbringt, anzusprechen und zu benennen. Und ja, all das wird auch in staatlichen Bildungseinrichtungen gefördert und gelebt. Und eben auch in kirchlichen Einrichtungen: Diese werden zusätzlich von theologischen Mitarbeiter*innen begleitet und darin unterstützt, das Erleben des Lebens mit Blick auf Gott und die eigene erlebte Endlichkeit zu deuten. Ich sehe Dich – in Deiner Begrenztheit und Deinem Strahlen. In Deiner Familie, in den Zwängen und Freiheiten unserer Gesellschaft. Ich sehe Dich. Eine Achtsamkeitsübung, die mehr mit der Rechtfertigungslehre zu tun hat, als ich früher dachte.



Sabrina Hoppe

Pfarrerin im Regionaleinsatz
im Dekanat Traunstein